

Gesellschaftsforschung & Kritik

Jürgen Ritsert

Summa Dialectica

Ein Lehrbuch zur Dialektik

BELTZ JUVENTA

Jürgen Ritsert

Summa Dialectica. Ein Lehrbuch zur Dialektik

Gesellschaftsforschung & Kritik

Herausgegeben von
Albert Scherr | Stefan Müller

Die Reihe „Gesellschaftsforschung und Kritik“ bietet einen Ort für theoretische und empirische Analysen, die auf die Weiterentwicklung kritischer Gesellschaftsforschung zielen. Als grundlegendes Kennzeichen kritischer Gesellschaftsforschung gilt dabei das Interesse an der Frage, wie soziale Problematiken mit der Grundstruktur der Gegenwartsgesellschaft zusammenhängen. Die Reihe ist für Beiträge aus unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Theorietraditionen offen und steht für eine multiperspektivische Programmatik der Kritik.

Jürgen Ritsert

Summa Dialectica

Ein Lehrbuch zur Dialektik

BELTZ JUVENTA

Der Autor

Jürgen Ritsert, Jg. 1935, Dr. rer. pol., ist emeritierter Professor im FB Gesellschaftswissenschaften der J.W.-Goethe-Universität in Frankfurt/Main. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Sozialphilosophie, Gesellschaftstheorie und Logik der Sozialwissenschaften.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-3677-0 Print
ISBN 978-3-7799-4677-9 E-Book (PDF)

1. Auflage 2017

© 2017 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel
Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autoren und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Ein persönliches Fürwort

Man muss sich überhaupt nicht als so bedeutsam einschätzen, dass es besonderen Sinn machte, seine Memoiren zu schreiben. Anders sieht es hoffentlich aus, wenn man sich der eigenen lebenslangen Beschäftigung mit einem wissenschaftlichen Thema erinnert, das auch andere beschäftigt und weiterhin erhebliche Rätsel aufwirft. So gesehen könnte es ein sinnvolles Projekt sein, Interessierten die Geschichte von Auseinandersetzungen mit der entsprechenden Problematik zu erzählen, wobei die eigenen Bemühungen zugleich bestimmte Phasen in einer allgemeineren Diskussion repräsentieren. Das gilt in meinem Falle für das Thema *Dialektik*. Es hat mich seit meiner Studienzeit ständig beschäftigt und ich habe nun einen altersbedingten Punkt erreicht, wo ich kaum über die Auffassungen werde hinausgehen können, die ich in den letzten 5-6 Jahren – mit kräftiger Unterstützung von Doktoranden wie Heiko Knoll oder Stefan Müller! – erreicht habe. Den Anstoß für die langjährige Auseinandersetzung mit dem Thema „Dialektik“ gaben meine Eindrücke als Student der Soziologie an der philosophischen Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Ich habe von Anfang an Vorlesungen zur Philosophie *und* Soziologie vor allem bei Theodor W. Adorno gehört. Gleich im ersten Semester kam bei ihm ständig die „Dialektik“ im Allgemeinen, die Hegelsche im Besonderen ins Spiel. Ich habe keinen Ton verstanden. Gleichwohl hatte ich sofort einen Eindruck, den Oskar Negt mit Fug so beschreibt: Adorno war jemand, der in seinen Vorlesungen „produzierendes Denken vorführte“ und „denkend geredet hat.“¹ Es waren überdies am Ende der 60er und zu Beginn der 70er Jahre diejenigen Zeiten des vorigen Jahrhunderts, in denen der sog. „dialektische Materialismus“ eine breite Resonanz an zahlreichen westdeutschen Universitäten, insbesondere bei verschiedenen Gruppen der Studentenbewegung gefunden hatte. In den Ostblockstaaten war der DIAMAT zu einer Staatsreligion verkommen. Ketzer mussten damit rechnen, zumindest im Gulag zu landen. Was es mit der Dialektik Adornos, der Hegels und der „materialistischen Dialektik“ von Marx auf sich hat, wollte ich so gut wie es mir möglich war und ist, verstehen. Adorno hatte 1958 eine Vorlesung zur *Einleitung in die Dialektik* gehalten, die erst 2010 bei Suhrkamp erschienen ist. Ich hatte als Erstsemester keine Gelegenheit, sie zu besuchen. Eine Art Einführung in die Dialektik schwebt mir im Anschluss an diese Erinnerungen vor. Jedoch gerade nicht einfach nur in der Form eines Rückblicks auf Phasen und In-

1 O. Negt: Unbotmäßige Zeitgenossen – Annäherungen und Erinnerungen, Frankfurt/M 1994, S. 38. Vgl. auch J. Ritsert: Spekulatives Denken – Adorno als akademischer Lehrer, in ders.: Drei Studien zu Adorno, Frankfurt/M 1998, S. 34 ff.

halte des eigenen Lernprozesses, sondern vor allem in der Form möglichst kompakter und zugleich kontroverser Informationen über charakteristische Ansichten, was wohl die Eigenheiten dialektischen Denkens seien und wieso Adorno seine kritische Theorie der Gesellschaft durchweg auch als *dialektische* Theorie der Gesellschaft bezeichnet hat. Geschichte kommt hierbei als eine bis zur griechischen Antike zurückreichende Diskussion zum Zuge, worüber ich ebenfalls kurze Informationen zu geben gedenke. Die (soweit vorhandenen) Fortschritte in der persönlichen Lerngeschichte spielen dann eine besondere Rolle, wenn ich – und nicht allein ich – zu bestimmten Zeiten Prinzipien der Dialektik zu erkennen glaubte, die im Lauf der Zeit der eigenen Nachprüfung und der anderer dann nicht sonderlich gut standhielten. Aber was ist „das Prinzip der Dialektik“ (Adorno), was sind die Prinzipien der Dialektik? Um diese Fragen geht es. Es werden aber auch Positionen berücksichtigt, die auf logisch sehr ungenaue Weise bestimmte Denkstile als „dialektisch“ bezeichnen, die das gar nicht verdienen. Das Dümme, worauf man in diesem Zusammenhang stoßen kann, ist und bleibt die These, die kapitalistische Gesellschaft sei von „Widersprüchen“ durchzogen und deswegen müsse man bei ihrer Erforschung und Darstellung „in Widersprüchen“, d.h. unter Verstoß gegen das aristotelische Gebot der Widerspruchsfreiheit von Begriffen, Aussagen und Aussagenverbindungen denken. Dann schießt der Mario Gomez eine eckige Kugel in das runde Tor und nicht das Runde in das Eckige. Es gibt entschieden bedenkenswertere Einwände gegen ein jedes Dialektikprojekt. Dass jemand „undialektisch“ denkt, ein von Adorno geradezu als vernichtend angesehener Vorwurf, den er mitunter gegen die Vertreter bestimmter Positionen erhoben hat – aus einem solchen Vorbehalt folgt auf keinen Fall automatisch, jedes „undialektische“ Denken sei von vornherein minderwertig und weise einen geringeren Wahrheitswert als das dialektische auf. Es gibt nicht-dialektische Argumentationsfiguren, die völlig unverzichtbar sind. Es stellt daher eine weitere zentrale Frage dar, auf welche Konstellationen in der Wirklichkeit dialektische Konfigurationen der Gedanken in der Forschung, Darstellung und Argumentation überhaupt passen und auf welche nicht. Mit Kant und Hegel kann man schließlich auf je verschiedene Weise fragen, wann dialektisches Denken tatsächlich *zwangsläufig* ins Spiel kommt. Ich versuche mich also an einer Einführung in die Dialektik im Rückblick auf verschiedene Themen und Thesen zum Thema. Seit mir als Emeritus entschieden mehr Zeit für diese Problemstellungen zur Verfügung steht, die derzeit bestimmt keine Konjunktur haben und deren genauere Untersuchungen viel Zeit kostet, die Studierenden beim Erwerb von CPs für solche obskuren Sachen einfach nicht zur Verfügung steht, versuche ich eine möglichst nachvollziehbare *Summa*. Das Meiste davon findet sich in Büchern von Heiko Knoll, Stefan Müller und mir. Es findet sich aber auch in ver-

schiedenen Materialien, die ich als Grundlage für Lehrveranstaltungen verfasst habe: Einen knappen Überblick habe ich zuletzt in den Broschüren *Kategorien. Deutungsvorschläge für einige Grundbegriffe der Kritischen Theorie der Gesellschaft, Heft 4: Dialektik* (Frankfurt/M 2015) sowie als Heft 8 der Reihe *Materialien zur Kritischen Theorie der Gesellschaft* (Frankfurt/M 2010) gegeben. Diese Broschüren können in der Karl-Marx-Buchhandlung (Frankfurt am Main) erworben werden. Diese *Summa* soll eine deutlich breitere Informationsbasis liefern. Das Projekt wird in drei Abschnitte aufgeteilt.

Inhalt

Ein persönliches Fürwort	5
I Analytik und Dialektik. Über die Wurzeln dialektischen Denkens in der klassischen Logik und Sprachphilosophie	11
I.1 Dialog und Dihairesis	12
I.2 Deduktive Argumentationsfiguren	18
I.3 Identität, Unterschied, Gegensatz und Widerspruch	20
I.4 Nochmals zu den Quellen der ursprünglichen Dialektikdiskussion: Rhetorik, Dialektik und Sophistik	24
I.5 Dialektik unter dem Strich	29
I.6 Minimaldialektik	35
I.7 Die strikte Antinomie	37
I.8 Vermittlung der Gegensätze in sich	44
I.9 Ein Versuch zur Rekonstruktion des Hegelschen Widerspruchsbegriffs	46
I.10 Hegels Wesenslogik und das Basis-Überbau-Problem	52
II Dialektische Argumentationsfiguren. Themen der Hegelschen Philosophie	57
II.1 Phänomenologie des Geistes. Die Dialektik von Wissen und Wahrheit	58
II.2 Endlichkeit und Unendlichkeit	66
II.3 Drei Stellungen des Gedankens zur Objektivität	74
II.4 Der Begriff der bürgerlichen Gesellschaft	80
II.5 Anerkennung	88
II.6 Philosophie der Geschichte	107
II.7 Kunst und ästhetische Rationalität	114
II.8 Über den Begriff des Begriffs	129
II. 9 Standardkritiken an Hegel	137

III	Dialektik als Kritik	151
III.1	Ratio, Resolutio et Compositio	152
III.2	Kritische Maßstäbe. Über das Verhältnis der hypothetischen Imperative zum Kategorischen Imperativ bei Kant	156
III.3	Über die Norm der Anerkennung bei J. G. Fichte	165
III.4	Über die Wurzeln ästhetischer Rationalität in Kants Kritik der Urteilskraft	178
III.5	Kreislaufanalyse und Begriff	184
III.6	Dialektik als Kritik. Zur Dialektik des Rationalitätsbegriffes in der Kritischen Theorie Th. W. Adornos	199
III.7	Zur Identifikation des Nichtidentischen in der Kritischen Theorie Th. W. Adornos	215
	Literatur	250

I Analytik und Dialektik. Über die Wurzeln dialektischen Denkens in der klassischen Logik und Sprachphilosophie

I.1 Dialog und Dihairesis

In dem Begriff „Dialektik“ steckt die griechische Vokabel *legein*. Für dieses Verbum gibt es eine Reihe von Möglichkeiten der Übersetzung in die deutsche Sprache. So vor allem: *lesen* (auch im Sinne der Weinlese), aber auch *sammeln*, *zählen*, sogar *beten*. Das Zeitwort *legein* ist zudem in dem uns allen vertrauten Begriff des *Dialogs* enthalten. Damit ist ein Gespräch, eine Erörterung, der Austausch von Argumenten (in der Elementarform: zwischen nur zwei Gesprächspartnern) gemeint. Im Lateinischen entspricht dem die Kategorie des *Diskurses*. „Discurrere“ liest sich als „hin und herlaufen.“ Dementsprechend geht es bei Diskursen um das Für und Wider im Gespräch, um Rede und Widerrede. Nicht nur seit Foucaults Arbeit über „Die Ordnung des Diskurses“ ist „Diskurs“ zu einem Modebegriff der modernen Sprachphilosophie und Sprachsoziologie gediehen.² Nach meiner Auffassung sind die Wurzeln dieser Begrifflichkeit tief in Ludwig Wittgensteins (1881-1951) Lehre von den *Sprachspielen* eingegraben. Der Ausdruck „Sprachspiel“ verbindet sinnhaltige Aussagen mit Mustern der gesellschaftlichen Interaktion, die zwangsläufig mit Äußerungen für und gegen Adressaten verbunden sind. Der Befehl liefert ein Beispiel dafür. Insofern geht es allemal um Sprechakte. Sowohl im Stammverb *legein*, als auch in der Kategorie *Dialog* steckt überdies der *logos*. Dem ist ebenfalls ein facettenreicher Inhalt zuzuordnen: *Sinn*, *Kunde*, *Wissenschaft*, *Gedanke*, *Rede*, *Ordnung*, aber auch: *Weltvernunft* oder die *göttliche (kosmische) Weltordnung* können gemeint sein. Die Namensgebung „Soziologie“ durch Auguste Comte, dieses lateinisch-griechische Zwitterwort, bedeutet bekanntlich „Lehre“ (*logos*) von der „Gesellschaft“ (*societas*). Dialektik und Dialog hängen wie im Falle all der vielfältigen Sprechakte des Alltags eng zusammen. Es geht einerseits um den Wortsinn in Rede und Widerrede, andererseits um die Überzeugungskraft der jeweiligen Argumente. Ein jeder Austausch von Informationen bedeutet mithin einen Typus sozialer Interaktion – selbst beim Monolog. Denn man muss die Gesprächsführung mit anderen immer schon gelernt haben, um ein Selbstgespräch führen zu können. erinnert man sich der antiken Gesprächsführung im Dialog des Sokrates mit seinen Gesprächspartnern, so wie Platon dies in seinen Dialogen mit Sokrates als Gesprächsleiter exemplarisch vorgeführt hat, dann geht es in diesem Falle immer auch um das Herausfinden des Wahren und Wesentlichen. Was ist das „Wesen“ der Tugend? Was ist das „Wesen“ der Gerechtigkeit usf. Das soll im Dialog argumentativ herausgearbeitet werden. Im Falle von Sokrates verschränkt sich diese Art der Gesprächsführung zudem mit der *Ironie*

2 M. Foucault: Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1970.

(eironeia). Bei ihm besteht der rhetorische Trick darin, sich zum Geringeren hin zu verstellen, sich auf leicht durchschaubare Weise kleiner zu machen, als man tatsächlich ist. „Ich weiß, dass ich nichts weiß“, soll er gesagt haben. Man kann auch – auf ebenfalls gut durchschaubare Weise – im Dialog experimentell eine Meinung vertreten, die man gar nicht teilt. Im Lateinischen entspricht dem die Rolle des *advocatus diaboli*, wörtlich: eines Anwaltes des Teufels. Die Ironie gehört zu den Redefiguren (*topoi*) der klassischen Rhetorik. Das heißt: Der Redner musste sich bei seiner öffentlichen Ansprache gewisser Grundmuster der Aussagenordnung bedienen, um als Meister der Redekunst gelten zu können. Es gibt viele und verschiedene *topoi* dieser Art. Um nur drei Beispiele zu nennen: (1) Metonymien. Es werden Namen ausgetauscht. Dann steht etwa „Himmel“ für „Gott“ (2) Hyperbeln: Das sind Übertreibungen. „Ach du lieber Himmel, hier ist ja die Hölle los!“ (3) Das epitheton ornans: Es handelt sich um ein schmückendes Beiwort: „Das sind ja himmlische Gefilde hier.“ Die Rhetorik stellt zudem einen wichtigen Teil der antiken Sprachtheorie dar. Diese wird gemeinhin in folgende Hauptgruppen eingeteilt:

- *Analytik*. Damit betritt man das Gebiet der formalen Standardlogik als Lehre von den Begriffen, den exakten Definitionen, den Urteilen und der Verknüpfung von Urteilen zu korrekten Schlussfolgerungen.
- *Topik*. Sie führt in den Bereich des Für-Wahr-Haltens und der auf bloßen Wahrscheinlichkeiten basierenden Diskurse. Wie kann in diesem Feld überhaupt ein Disput geführt werden? Es geht zudem um *Gemeinplätze* der Rede. Diese heißen ebenfalls *topoi*.
- *Rhetorik*. Das ist die Lehre von der Redekunst, wozu eben jene Redefiguren zu rechnen sind, welche einen wohlgeformten öffentlichen Vortrag auszeichnen.
- *Dialektik*. Auskünfte dazu bilden den Gegenstand dieser *Summa*.
- *Eristik*. Während man die Analytik als eine Kunst der *Überzeugung* von Adressaten durch Argumente ansehen kann, versteht sich die Eristik als rhetorische Strategie der *Überredung*. Die Sophisten galten in der Antike als bezahlte Meister dieser Technik der suggestiven Gesprächsführung. Propaganda und Reklame liefern heutzutage der Eristik ein breites Betätigungsfeld.

All diese Themenbereiche gehören – in veränderter Form – zu den an den mittelalterlichen Universitäten gelehrt „freien Künste“ (*artes liberales*). Unterschieden wird das *Trivium* (der Dreiweg) mit den Fächern Grammatik, Dialektik (als Überzeugungskunst im Dialog verstanden) und Rhetorik vom *Quadrivium* (der Vierweg). Zum Quadrivium gehören die Arithmetik, Geometrie, Musik und die Astronomie. Die logischen Exerzitien an den

mittelalterlichen Universitäten werden maßgeblich von der *Analytik* des Aristoteles beeinflusst, dessen *Organon* (Das Werkzeug) über die Jahrtausende hinweg das Verständnis der Logik und logischer Operationen entscheidend beeinflusst hat. Noch Immanuel Kant konnte mit Fug und Recht die Meinung vertreten, die Logik habe kaum einen Schritt über die Schriften von Aristoteles hinaus getan: „Dass die *Logik* diesen sicheren Gang von den ältesten Zeiten her gegangen ist, lässt sich daraus ersehen, dass sie seit dem *Aristoteles* keinen Schritt rückwärts hat tun dürfen, wenn man ihr nicht etwa die Wegschaffung einiger entbehrlicher Subtilitäten, oder deutlichere Bestimmung des Vorgetragenen, als Verbesserungen anrechnen will, welches aber mehr zur Eleganz, als zur Sicherheit der Wissenschaft gehört.“³ Erst im 19. Jahrhundert fanden einschneidende Neuerungen in der Logik (wie etwa die Boolesche Algebra oder G. Freges „Begriffsschrift“) statt. Auch die Unterscheidung zwischen Aussagen- und Prädikatenlogik setzte sich durch. Die Aussagenlogik befasst sich (wie bei Aristoteles) mit der Verbindung von Aussagen durch sog. *Junktoren*. Beispiele dafür liefern die Junktoren *und* (Konjunktion), *oder* (Disjunktion), *wenn, dann* (Implikation). Beispiel: „Der Nebel ist dicht *und* die Sicht geht gegen Null.“ Die beiden Einzelaussagen können wahr oder falsch sein. Der Wahrheitswert der Verbindung als Ganze stellt eine Funktion des Wahrheitswertes der Einzelaussagen dar. Bei der Konjunktion ist die Verknüpfung allein dann wahr, wenn beide Einzelaussagen wahr sind. Die Prädikatenlogik arbeitet mit logischen Variablen. Beispiel: Fx , lies: x hat die Eigenschaft F . An den Variablenstellen können die verschiedensten Fälle eingesetzt werden. „Der ICE ($= x$) ist verspätet ($= F$).“ Die klassische Unterscheidung zwischen *Begriffen*, *Urteilen* und *Schlüssen* prägt weiterhin die Einteilung der Lehrbücher zur formalen Logik. Sie hat ihre Wurzeln im *Organon* des Aristoteles, insbesondere in dessen *Analytik*. Seine Werke zur Logik und zur klassischen Sprachphilosophie sind erst von seinen Nachfolgern in eine bestimmte Reihenfolge gebracht worden. Seitdem wird das *Organon* in 6 Bücher eingeteilt:

Buch 1: Die Kategorien (de categoriis). Es geht um Begriffe und Begriffsordnungen sowie um die *decem genera*. Das sind 10 Begriffe (Kategorien), die nach Aristoteles in verschiedenen Ausprägungen in allen menschlichen Sprachen enthalten sind. „Ding“ (Substanz) und „Ursache und Wirkung“ gehören dazu. Bei Kant werden daraus die 12 Stammbegriffe der reinen theoretischen Vernunft.

3 I. Kant: Kritik der reinen Vernunft, Werke in sechs Bänden (Ed. Weischedel), Darmstadt 1956, S. 20 (B VIII).

Buch 2: Peri Hermeneias (de interpretatione). Die Ausführungen drehen sich insbesondere um den Wahrheitswert von Argumenten, deren Voraussetzungen nur wahrscheinlich sind.

Buch 3: Analytik I (analytica prioria): Das ist die Lehre von den Schlussfolgerungen.

Buch 4: Analytik II (analytica posterioria): Probleme exakter Definitionen, genauer Beweisführungen und der Wissenschaftlichkeit von Aussagen werden verhandelt.

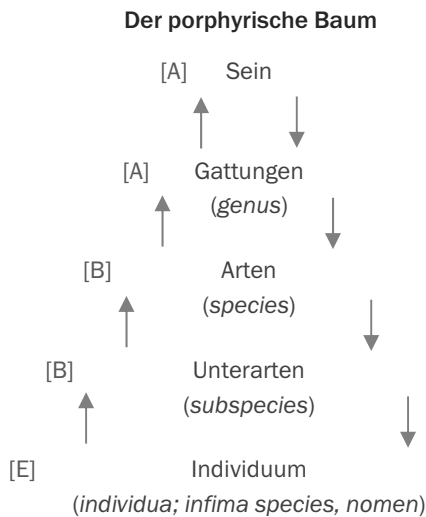
Buch 5: Topik. „*topos*“ bedeutet im Griechischen „Ort.“ „*utopos*“ stellt daher einen Ort dar, den man sich ausmalen kann, den es jedoch so nicht gibt. Es handelt sich um eine Utopie. Die Lehre von den *topoi* befasst sich mit praktischen (interaktionspragmatischen) Problemen der Beweis- und Gesprächsführung. Es geht um den Meinungs austausch auf der Basis von unsicheren Annahmen. „Wahrscheinliche Sätze aber sind diejenigen, die Allen oder den Weisen als wahr erscheinen, und auch von den Weisen wieder entweder Allen oder den Meisten oder den Bekanntesten und Angesehensten.“⁴ Insofern kann man *topoi* als alltagsweltliche oder wissenschaftliche Gemeinplätze ansehen. Ob diese Selbstverständlichkeiten selbstverständlich sind, bildet eine zentrale Frage.

Buch 6: Sophistici Elenchii. Das letzte Buch des *Organon* befasst sich mit den Grundlagen sophistischer Fehlschlüsse sowie sprachlicher Tricks, wie sie dafür bezahlte Sophisten drauf hatten. So geht es zum Beispiel um Amphibolien, d.h. um Mehrdeutigkeiten, die gezielt eingesetzt werden können.

Die Kategorienlehre sowie die beiden Analytiken liefern eine entscheidende Grundlage für die über die Jahrhunderte fortdauernden Diskussionen über das Verhältnis von Analytik und Dialektik. In der antiken Kategorienlehre spielen die *dihairesis* bei Platon und ihre Weiterführung durch Aristoteles eine zentrale Rolle. *Porphyrios* (d.h.: der Purpurne; ursprünglich wohl „Malik“ aus Syrien; ca. 233-ca. 305 n.u.Z.) gewann als Philosoph nicht zuletzt durch seine (Platon- und) Aristoteleskommentare erheblichen Einfluss in der spätantiken und mittelalterlichen Gelehrtenwelt. Das gilt nicht zuletzt für seine Rekonstruktion der klassischen Kategorienlehre. Die Abstraktionsebenen empirischer Begriffe werden – ausgehend von Aristoteles – in der klassischen Logik seitdem durch den sog. „porphyrischen Baum“ (*arbor*

4 Aristoteles: Topik (Organon V), Hamburg 1968, S. 1. Als dialektische Schlüsse bezeichnet Aristoteles an dieser Stelle solche, die aus bloß wahrscheinlichen Sätzen bzw. herrschenden Annahmen gezogen werden.

porphyricus) veranschaulicht, der als Baumstruktur der Dateien weiterhin in den modernsten Computern wächst und gedeiht.⁵ Die *Isagoge* des Porphyrios, eine Einführung in das Denken des Aristoteles, kann als die Pflanzstätte dieses Baumes, also einer systematischen Darstellung der Einteilung von Begriffen für Sachverhalte in der Welt nach Gattungen, Arten und Unterarten angesehen werden. Stark zurückgestutzt sieht er wie in der *Abbildung 1* zusammengefasst aus. Sie gibt die Struktur von Klassifikationssystemen, von Begriffsordnungen so wider, wie sie unabdingbar von uns sowohl in der Alltagssprache als auch in der Wissenschaftssprache verwendet werden *müssen*. Ohne klassifikatorische Ordnung von Sachverhalten und ihrer Merkmale keine Einsicht in bestehende Verhältnisse:



Erläuterung zum porphyrischen Baum:

Der Prozess der Bildung von Allgemeinbegriffen verläuft als *Abstraktionsprozess* (↑). Die Begriffe werden nach oben hin immer umfassender. Das

5 Man muss im Grunde einen Unterschied zwischen empirischen Begriffen einerseits, Kategorien andererseits machen. Kategorien sind Begriffe, die zu den logischen Voraussetzungen dafür gehören, überhaupt etwas Bestimmtes sagen oder einige seiner Merkmale empirisch bestimmen zu können. Klassische Beispiele für Kategorien liefern jene *decem genera* des Aristoteles – das sind bei ihm genau 10 Begriffe, die er wie z. B. die Kategorie der Substanz (Dingbegriff) zu den Funktionsbedingungen menschlichen Sprechens und Erkennens überhaupt rechnet. Heute werden oftmals die charakteristischen Grundbegriffe einer Disziplin oder Theorie als Kategorien bezeichnet.

heißt: Sie fassen immer allgemeinere Merkmale zusammen; passen damit auf immer mehr Einzelfälle. Doch dabei ist jedoch von immer mehr konkreten, *spezifischen* Merkmalen der Sachverhalte *abzusehen*. Denkt man diese Abstraktionsvorgang logisch zu Ende, dann resultiert letztendlich ein Begriff, der umfassend ist, alles was ist, was möglich ist, was war und sein wird unter sich befasst. Das ist der Begriff des *Seins*. Sein Begriffsumfang (Extension) ist mithin universell. „Sein“ repräsentiert die höchste *Allgemeinheit* (A) im Sinne von „allumfassend.“ Er kann jedoch als Abstraktion aller Abstraktionen gar nichts *Bestimmtes* mehr aussagen. Der Begriffsumfang (Intension) geht mithin gegen Null. „Sein“ wird so gesehen inhaltlich *nichtssagend*. Das heißt: An der Spitze des Baumes finden sich keine Äste, Zweige und einzelnen Früchtchen mehr.

Ausgehend vom logischen Prinzip der *Einzelheit* (E), von den Einzelfällen mit der unendlichen und gedanklich unerschöpflichen (*individuum est ineffabile*) Menge ihrer Merkmale verläuft der Abstraktionsprozess nach oben zu den Arten und Unterarten bestimmter Mengen von Elementen. Gattungen wiederum begreifen Arten und Unterarten unter sich. Arten und Unterarten sind also ihrerseits den Gattungen „subsumiert“, so wie die Gattungen letztendlich dem Sein subsumiert (untergeordnet) sind. Der Bereich der Arten, Unterarten und Unterunterarten ist der der logischen *Besonderheit* (B). Den wiederum darunter subsumierten Einzelheiten E lassen sich Namen (*nomen*) geben oder eine spezifizierende Rückennummer aufkleben. *Nomen est omen!* Man kann den Prozess auch von oben nach unten verlaufend betrachten (↓): Der Begriffsinhalt nimmt zu, der Begriffsumfang nimmt ab. Diese beiden logischen Gegenläufigkeiten werden auch das „Gesetz der Inversion von Extension und Intension“ genannt. „Inhalt und Umfang stehen gegen einander in umgekehrtem Verhältnisse. Je mehr nämlich ein Begriff *unter* sich enthält, desto weniger enthält er *in sich* und umgekehrt.“⁶

Die genannten Merkmale der Kategorienlehre stellen den Kern von Platons *dihairesis* dar. Bedeutsam ist bei all dem die Unterscheidung zwischen Kategorien und empirischen Begriffen. Kategorien – solange nicht die Position vertreten wird, es gäbe *nur* empirische Begriffe – sind wie die *decem genera* des Aristoteles Konzepte, die als logische Bedingung der Möglichkeit von Aussagen über Sachverhalte überhaupt anzusehen sind. Gibt es nicht in allen Sprachen – wie immer auch die regionalsprachliche Wendung aussehe mag, die ihnen gegeben wird – Konzepte, die für die uns allen alltags-sprachlich selbstverständlichen Begriffe des „Dinges“ enthalten, wofür phi-

6 I. Kant: Logik, in: Werke in sechs Bänden (Ed. Weischedel), Band III, Darmstadt 1963, S. 526 (A 149).

losophisch für „Substanz“ steht? Raum, Zeit, Kausalität wären andere Kandidaten.

1.2 Deduktive Argumentationsfiguren

Begriffe gehen so oder so in *Urteile* ein. Im klassischen Aussagenkalkül wurde die Elementarform eines Urteils vorwiegend so angeschrieben:

$$S \varepsilon P$$

Der Sachverhalt S (Subjekt) „ist“ (ε) P (Prädikat). „ ε “ wird als die *copula* bezeichnet. Sie wirft inhaltliche Schwierigkeiten auf. „Ist“ kann z.B. heißen: „S existiert tatsächlich“, meistens ist jedoch „S hat die Eigenschaft P“ gemeint. Solche Aussagen können natürlich auch verneint werden. Dann sieht die Elementarform einer *Negation* so aus:

$$S \varepsilon P$$

„S ist nicht P“, S weist die Eigenschaft P *nicht* auf. Im Aussagenkalkül wird eine Prädikation eher als Fx angeschrieben, „F hat die Eigenschaft x“, wobei F und x Variablen sind. Natürlich können diese Variablen verschiedene Arten von Sachverhalten betreffen. Die Menge der die Variable x erfüllenden Sachverhalte kann allgemein sein. Dann geht es um „alle“ Fälle. Oder diese Menge ist beschränkt; sie bleibt „partikular.“ Dabei bedeutet „partikular“ so viel wie: Einige Fälle betreffend. Und das wiederum heißt: Mindestens einen Fall oder eine kleinere oder größere Menge von Fällen betreffend. Allsätze und partikularisierende Sätze können verneint werden. Statt „alle“ heißt es dann „kein“, statt „mindestens ein S ist ...“, heißt es „mindestens ein S ist *nicht* ...“ Daraus ergibt sich eine in der scholastischen Philosophie des europäischen Mittelalters zur Standardlehre gehörende Urteils-tafel. Dafür waren folgende Kürzel vorgesehen:

- a = universell bejahende Urteile: *alle* S sind P.
- e = universell verneinende Urteile: *kein* S ist P.
- i = partikular bejahende Urteile: *mindestens ein* S ist P.
- o = partikular verneinende Urteile *mindestens ein* S ist *nicht* P.

a und e betreffen *affirmative*, i und o beziehen sich auf *negierende* Urteile. Im Prädikatenkalkül werden andere Symbole für diese „Quantoren“ verwendet. Affirmation wird mit Hilfe des sog. „Existenzoperators“ \exists formalisiert. $(\exists x)Fx$. Lies: Es existiert *mindestens ein* x im Referenzbereich der Variablen x, welches die Eigenschaft F aufweist. Bei universell affirmativen Sätzen wird der „Alloperator“ (x) vorangestellt: $(x)Fx$. Lies: Für *alle* Fälle

der Art x gilt: sie weisen die Eigenschaft F auf (Allsätze). Für jeden dieser Aussagentypen gibt es natürlich die Möglichkeit der Negation: $\neg F$. Wenn der Wahrheitswert einer Allaussage in Frage gestellt wird, dann handelt es sich um eine *Falsifikation* bzw. um einen *Falsifikationsversuch*.

Urteile bilden Bestandteile eines klassischen Schlusses, also des Syllogismus als Schlussfolgerung. Die Elementarform eines Syllogismus sieht z.B. so aus:

$$\begin{array}{l} M \varepsilon S \text{ (Majorprämisse)} \\ C \varepsilon M \text{ (Minorprämisse)} \\ \hline C \varepsilon S \text{ (Conclusio; Schlussfolgerung, Konsequenz)} \end{array}$$

Beispiel: Alle Menschen (M) sind sterblich (S). $C =$ „Cajus“ ist ein Mensch (M). Unter dem Schlusstrich, als Konsequenz ergibt sich bei regelgerechtem Aufbau der Prämissen und der Anwendung der Regeln für korrekte Schlussfolgerungen: C ist $S =$ Cajus ist sterblich. „Wenn zwei Größen einer dritten gleich sind, dann sind sie auch untereinander gleich.“ Es handelt sich um ein Grundmuster der *Deduktion*. Zu den Regeln einer korrekten Schlussfolgerung gehört, dass die beiden Prämissen sich nicht widersprechen dürfen. Genauso wichtig ist es, dass der sog. *terminus medius* sowohl in der Majorprämisse als auch in der Minorprämisse enthalten ist. Er schlägt gleichsam die Brücke zwischen den beiden Annahmen (oder wie in der Mathematik oder Geometrie zwischen den beiden Axiomen). Er „vermittelt“ die beiden „Extreme“ – wie es des Öfteren, insbesondere bei Hegel heißt. Bei Theodor W. Adorno spielt der daher kommende Begriff der *Vermittlung* eine herausragende Rolle für sein Verständnis von *dialektischer* Philosophie und Soziologie. Eine Frage wird sein: Wie versteht er ihn im Anschluss an Hegel?

Im Folgenden werde ich mich hauptsächlich auf den Typus affirmativ (apodiktisch) behahender Urteile und ihre Verknüpfung zu Schlüssen beschränken. Es gibt natürlich – je nach den Junktoren, Negationen und Quantoren – eine umfangreiche Typologie von Syllogismen. Die Studierende an der mittelalterlichen Universität mussten sie auswendig lernen, wofür es eine Fülle von Eselsbrücken gab.

Elementarform einer *deduktiven* Argumentationsfigur „Modus Barbara“

T a L	Lies:	Alle (a) Tiere (T) sind Lebewesen (L).
<u>K a T</u>		Alle (a) Katzen (K) sind Tiere (T).
K a L	Also gilt:	Alle (a) Katzen sind Lebewesen.

Diese Form konnte man sich als „Modus Barbara“ des Syllogismus merken; denn der Quantor $a = „alle“$ taucht in allen drei Gliedern des Syllogismus auf.

T ist der *terminus medius*.

Im Prädikatenkalkül kann das z. B. so aussehen:

$(x)m \quad (x)p =$ Für *alle* Fälle x gilt: x hat die Eigenschaft m *und*
($= \cdot$) *alle* x weisen zugleich die Eigenschaft p auf.

$(x)s \quad (x)m =$ Für alle Fälle x gilt: x weist die Eigenschaft s und zugleich die Eigenschaft m auf.

Daraus folgt: *Alle* s weisen auch die Eigenschaft p auf.

(\cdot bedeutet hier nicht „ x mal“, sondern den Junktore „und.“ Die beiden Sätze in den Prämissen stellen also Konjunktionen dar. Der Mittelterm ist $= m$).

Seit Euklid, dessen Geometrie sich dadurch auszeichnet, dass sich aus felsenfesten Axiomen mit strenger Notwendigkeit stichhaltige Theoreme ableiten lassen, gelten deduktive Argumentationsfiguren als das Musterbeispiel streng wissenschaftlichen Denkens und die Mathematik bzw. die mathematische Physik als das hehre Vorbild, dem alle anderen Wissenschaften nachzueifern hätten.⁷ Die *Deduktion* stellt von daher die Kernvorstellung der *Analytik*, allen analytischen Denkens dar. Die Frage ist: Gibt es eine ebenso zentrale und logisch stichhaltige Argumentationsfigur der Dialektik? Das kann man als den abstraktesten Dreh- und Angelpunkt aller kontroversen Diskussionen über das Verhältnis zwischen Analytik und Dialektik ansehen, welche die Geschichte der abendländischen Philosophie durchziehen. Bevor ich dieser Schlüsselfrage nachgehe, sind noch einige logischen Begriffe zu klären, deren chevalereske Verwendung in der Dialektikdiskussion mehr Verwirrung als Erhellung stiftet.

1.3 Identität, Unterschied, Gegensatz und Widerspruch⁸

Um die Eigenheiten dialektischer Argumentationsfiguren leichter einsehen zu können, ist es unumgänglich, Ergänzendes zum Elementarsten des Elementaren der formalen Logik zu sagen. Es gibt bestimmte Grundsätze der

7 Eines dieser Axiome lautet sinngemäß: Die Gerade ist die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten.

8 Vgl. dazu J. Ritsert: Differenzen und Identitäten – Am Beispiel Hegel und Adorno. in: St. Müller/J. Mende (Hrsg.): Differenz und Identität. Konstellationen der Kritik, Weinheim und Basel, 2016, S. 64 ff.

Logik – sie werden meist „Grundgesetze“ genannt –, auf die bis auf den heutigen Tag bei schlüssiger Argumentation zurückgegriffen werden muss. Hegel nennt sie auch „Reflexionsbestimmungen.“⁹

1. *Der Satz der Identität:* „Der einfache Satz ist der Satz der Identität, $a = a$.“¹⁰ Jeder Sachverhalt ist mit sich selbst gleich. Das führt zu eindrucksvollen Tautologien wie: Geld ist Geld. Der Satz der Identität kann sich auch auf mehrere Bestimmungen beziehen. „Cicero=Cicero, Cicero=Catilina, Cicero=Tullius. Die erste dieser Gleichungen ist trivial und die zweite falsch, die dritte dagegen ist weder trivial noch falsch.“¹¹ Denn im dritten Fall lässt sich etwas mit etwas anderem, ein Name mit einem anderen Namen für die gleiche Person, identifizieren, gleichsetzen, ohne eine Tautologie à la $a=a$ zu produzieren (Identifizieren mit). Aber ganz so trivial, wie er klingt, ist der Satz der Identität gar nicht. Er verweist auf die Einheit eines Sachverhaltes mit sich selbst. Aber um darauf aufmerksam machen zu können, muss ich ihn zweimal nennen: „ $a = a$.“
2. *Der Grundsatz der gleichgültigen (unbestimmten) Verschiedenheit:* Er besagt, „dass es nicht zwei Dinge gibt, welche einander vollkommen gleich sind.“¹² Es muss mindestens einen Unterschied (eine Merkmalsdifferenz) zwischen ihnen geben; denn ansonsten wären sie identisch, stellten sie nur ein- und denselben Sachverhalt dar.
3. *Der Satz der Entgegensetzung:* Unterschiede (Differenzen) können sich bis zu Gegensätzen zuspitzen bzw. werden sprachlich bis zu Gegensätzen zugespitzt. Sprachliche Gegen-Sätze liegen dagegen vor, wenn eine Aussage mindestens eine andere strikt ausschließt: „Die Erde ist eine Scheibe“ – „Die Erde ist eine Kugel.“ Nur eine der beiden Behauptungen kann wahr sein, auch wenn sie beide an sich falsch sein könnten. Es gibt auch völlig gegensätzliche Begriffe: „Jede Kugel ist eckig.“ Diese Ansicht widerspricht der sprachlich üblichen Verwendung des Begriffs „Kugel.“ Gegensätze stellen Disjunktionen dar. (Das bedeutet im Latein u. a. „Trennung“). Disjunktionen gibt es in zwei Grundformen, die im Deutschen mit der Konjunktion „oder“ alltagssprachlich nicht klar unterschieden werden: (a) Das einschließende „oder“ der Konjunktion lässt mehrere Möglichkeiten offen. „Die passende Farbe ist entweder grün oder blau oder rot oder gelb.“ Hier behilft man sich mit der Schreibweise

9 G. W. Hegel: Werke in zwanzig Bänden (WW), Band 6, Frankfurt/M 1986, S. 36 ff.

10 G. W. Hegel: WW 4, S. 18.

11 W. v. O. Quine: Grundzüge der Logik, Frankfurt/M 1974.

12 G. W. F. Hegel: WW 4; S. 18.

„entweder/oder.“ (b) Das strikt ausschließende „oder“: „a ist entweder b oder –b [...] und es gibt kein Drittes zwischen ihnen.“¹³ Entweder jetzt oder morgen früh, ein anderer Termin steht nicht zur Verfügung (tertium non datur). Das kann man als einen kontradiktorischen Gegensatz bezeichnen. Beim konträren Gegensatz liegen die Extreme (schwarz oder weiß beispielsweise) als Pole eines Referenzbereiches der Betrachtung gegensätzlich weit auseinander, aber es gibt dazwischen verschiedene Grautöne (tertium datur).¹⁴

4. Das Non-Kontradiktionsgebot: Hinter unserer grundsätzlichen Bereitschaft, gegenläufige Aussagen wie: „Dieser Kreis ist viereckig“ nicht als Quadratur des Kreises zu loben, sondern als widersinnig zurückzuweisen, steht der unhintergehbare logische Grundsatz des auszuschließenden Widerspruchs des Aristoteles. Es kommt nun einmal nichts als der blanke Unsinn heraus, wenn man meint, der intakte Ball auf dem Spielfeld sei „rund und eckig“, b und –b zugleich. Ein besonders schwerwiegender Verstoß gegen das sprachliche Gebot der Widerspruchsfreiheit von Aussagen liegt vor, wenn die Prämissen einer logischen Ableitung einander strikt widersprechen. Es handelt sich in diesem Falle um ein völlig inkonsistentes System von Voraussetzungen. Wenn sich zwei Gesetzesaussagen oder gesetzesartige Aussagen strikt widersprechen, strikt disjunkt sind, dann handelt es sich um eine einfache Antinomie. „Das Gravitationsgesetz besagt: Wenn sich der Apfel vom Zweig löst, dann steigt er nach oben.“ – „Völliger Quatsch: Newtons Gravitationsgesetz besagt: Der Apfel fällt wegen der Erdanziehungskraft nach unten auf den Boden.“
5. Hegel nennt im Rückblick auf die klassische Logik noch den Satz des Grundes.¹⁵ So wie er ihn an dieser Stelle (WW 4; S. 18) interpretiert, führen die angedeuteten Wege zu seinem eigentümlichen Begriff des spekulativen Widerspruchs. Dieses Thema wird später aufgegriffen. Doch als Vorinformation sei erwähnt: Arthur Schopenhauer (1788-1860) gräbt in seiner Dissertation (1813) die vierfachen Wurzeln des klassischen Satzes vom zureichenden Grund aus. Dieser Satz lautet in seiner Fassung:

13 Ebd.

14 Gebräuchlich ist die Erläuterung: Bei konträren Gegensätzen kann zwar ebenfalls nur eine der beiden Aussagen wahr sein, während gleichwohl beide an sich *falsch* sein können. Satz 1: Alle Schwäne sind weiß – Satz 2: Alle Schwäne sind schwarz. Beide Allsätze sind empirisch falsch.

15 G.W.F. Hegel: WW 4; S. 18.

„Nichts ist ohne Grund, warum es sei“ (§ 5).¹⁶ Das kann so gelesen werden: Alles was der Fall ist, ist der Effekt einer Ursache (§ 6). Aber gibt es nicht von alters her einen Unterschied zwischen dem Wissen und dem Beweisen, dass etwas da sei – in diesem Falle sucht man nach seinen Ursachen (causes) – und der Angabe, warum man ein bestimmtes Wissen von diesem Sachverhalt reklamiert (nicht ganz genauso in Schopenhauers § 6). Im letzteren Falle müssen gute Gründe (good reasons), Erkenntnisgründe für Annahmen herbeigezogen werden. Die moderne sprachanalytische Version dieser alten Streitfrage des Verhältnisses von Ursachen des je konkreten Handelns und der Gründe, dieses zu tun und jenes zu lassen, ist als „Reasons-Causes-Debatte“ bekannt und weiterhin im Gange.¹⁷ Dabei geht es also um die Frage: Sind alle menschlichen Handlungen nichts als die Folge von Ursachen oder gibt es Handlungen, die aus guten oder schlechten Gründen vollzogen wurden?

Für Antworten auf die Frage nach den logischen Eigenheiten dialektischer Argumentationsfiguren sind strikte *Gegensätze* (*strikte Disjunktionen*), *Antinomien* – wenn auch nicht die einfachen! – sowie *Widersprüche* von besonderer Bedeutung. Hinzu kommt *Selbstbezüglichkeit* in der Form des Selbstbewusstseins einerseits, negativ rückgekoppelter Prozesse andererseits. Negativer Feedback liegt vor, wenn ein Prozess – unter den Bedingungen seiner Umwelt – seine eigenen Elemente und Stadien *reproduziert* (wenigstens über einen Zeitabschnitt hinweg wiederherstellt) und in ihrem Fortbestand gewährleistet, gleichzeitig aber *aus sich heraus* (endogen) Prozesse erzeugt, die eben diesen Bestand und Fortbestand in Frage stellen. Für Hegel weist das Leben der Menschengattung insgesamt diesen Charakter auf eine exemplarische Weise auf. Dieser Prozesstyp ist besonders relevant, wenn es um das schwierige Problem der „Realdialektik“ geht. Auf beide Punkte wird später eingegangen (I.6-I.8).

16 Die Paragraphenangaben beziehen sich auf A. Schopenhauer: Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, in: A. Schopenhauer: Kleinere Schriften I, Zürich 1977.

17 Schopenhauer teilt die vier Wurzeln so ein: (a) Ursachen als Gründe für x (wie in der Natur). (b) Gute Gründe für eine Annahme wegen ihrer Ableitbarkeit aus wahren Prämissen. (c) Grund im Zusammenhang mit seiner spezifischen Theorie von Raum, Zeit und Ort. (d) Gründe als Motive für Handeln, die nicht gleich Naturursachen sind.

I.4 Nochmals zu den Quellen der ursprünglichen Dialektikdiskussion: Rhetorik, Dialektik und Sophistik

Retorik

Zu den bekanntesten Rednern der Antike zählen in Griechenland Demosthenes (384-322 v.u.Z.) und in der römischen Republik in ihrer Übergangsphase zum Prinzipat: Marcus Tullius Cicero (106-43 v.u.Z.). Seine Schrift *Orator* weist den Charakter eines Lehrbuches der klassischen Redekunst in lateinischer Sprache auf. Etwas später hat dann Marcus Fabius Quintilianus (35-96 n.u.Z.) als Rhetoriklehrer die Redekunst im Anschluss an Cicero weiter ausgebaut. Sein Werk hat einen bedeutenden Einfluss auf den thematischen Schwerpunkt „Rhetorik“ im Curriculum für die mittelalterlichen Scholaren ausgeübt. Schon die klassische Rhetorik drehte sich um das Verhältnis von Theorie und Praxis beim Sprachgebrauch. Es verhält sich alltagssprachlich und wissenschaftssprachlich bei Sprechakten zwischen zwei Adressaten, den Mitgliedern einer Gruppe aber auch gegenüber einem Massenpublikum durchweg so, dass eine Äußerung zugleich eine Form der praktischen Interaktion mit Adressaten darstellt. Diese praktische Dimension wird in der Rhetorik als zu lernende oder gelernte Kunstfertigkeit gleichsam zu einer Wissenschaft. Die Adressaten sollen im idealen Fall *überzeugt* und argumentativ zu einem bestimmten Denken und Handeln angestoßen werden. Was sie tatsächlich aufgrund dieser Anstöße und Anregungen machen, lässt sich allerdings durch Argumente nicht kausal zwingend bewirken. Der Zwang des schlüssigen Arguments ist ein logischer, kein empirischer! Zur Rhetorik als Kunstlehre (*ars*) gehören bestimmte Techniken des Sprachduktus, Grundregeln der Aussagenordnung bis hin zu einer als angemessen geltenden Gestik des Vortragenden. Zu den Inhalten einer kunstvollen Rede gehören in der Antike und im Mittelalter aber nicht nur bestimmte Redewendungen, sondern gleichsam kanonisierte Grundmuster der Aussagenordnung. Es handelt sich dabei um jene rhetorische Figuren, Redefiguren, um die *topoi*. Die Liste der *topoi* ist umfangreich. Einige wenige Beispiele wie das *epitheton ornans* habe ich schon angeführt. Es gibt nun insbesondere eine Redefigur, von der auch ich eine geraume Zeit lang angenommen habe, sie stelle das Prinzip der Dialektik dar. Nicht nur das: Beeindruckt von einer interessanten Arbeit von Gerhard Göhler war ich sogar der Meinung, die Redefigur des *Chiasmus* liefere den Schlüssel zum Verständnis der so heftig umstrittenen und bis heute auf die kontroversesten Weisen interpretierten – das Werk von Hans Georg Backhaus

ragt hier heraus – „Dialektik der Wertform“ im ersten Kapitel des *Kapital* von Marx.¹⁸ Hier schien die *Kernvorstellung* einer materialistischen Dialektik endlich nicht nur greifbar, sondern klar und logisch stringent bestimmbar zu werden. Diese Meinung habe ich inzwischen gründlich aufgegeben. Aber wieso dieser Weg dennoch eine gewisse Suggestivität für Versuche aufweist, hinter die Dialektik der Wertform der Waren zu kommen, dazu will ich später im Teil III etwas sagen. Ich skizziere jetzt nur die Redefigur des Chiasmus als Beispiel für eine interessante Anschlussstelle der Dialektikdiskussion an die klassische Rhetorik. Wie also sieht der *topos* des Chiasmus aus? Ein *chiasmus* bedeutet im Griechischen eine Kreuzung. Hinter diesem Namen für eine Redefigur steht der Großbuchstabe χ aus dem griechischen Alphabet. Der Chiasmus als *Topos* sieht so aus, dass bei der Verbindung zweier Halbsätze Subjekt und Prädikat kreuzweise ausgetauscht werden. „Die Kritik der Waffen kann allerdings die Waffen der Kritik nicht ersetzen.“¹⁹ Marx bedient sich in seinen Schriften so häufig dieser Redefigur, dass die Vermutung gar nicht so abwegig erscheint, es handele sich um die logisch-rhetorische Kernvorstellung seiner Dialektik. Ein Chiasmus ergibt sich aber auch durch die Zuordnung zweier genau *gegensätzlicher* Prädikate: „Die Bemühungen waren stark, die Ergebnisse schwach.“ Wie gesagt: Gegensätze stellen in der Tat einen wesentlichen *Teil* von Dialektikdiskussionen dar.

Dialektik

Natürlich gibt es schon bei den bedeutendsten Philosophen der griechischen Antike genauere Angaben dazu, was wohl unter „Dialektik“ zu verstehen sei. Für Platon stellt die Dialektik sogar die höchste Form wissenschaftlicher Erkenntnis dar (*episteme*). Denn ihr Ziel ist die Einsicht in die Welt der Ideen, die als Urbilder (*paradeigma*) allen zur gleichen Gattung gehörenden Einzelsachverhalten *zugrunde* liegen. Diese stellen gleichsam unvollkommene Abdrücke davon dar. Philosophie erfordert daher, von den *Erscheinungen* als Ausdruck unseres Alltagswissens und unserer Alltagserfahrungen (*doxa*) zu diesen *wesentlichen* Urformen als Komponenten des Seins *an sich* aufzusteigen. Denn die Erscheinungen können mit *Schein* wie im Falle optischer Täuschungen imprägniert sein. Der sokratische Dialog steckt die methodische Schrittfolge bei diesem Aufstieg ab und räumt dabei

18 G. Göhler: Die Reduktion der Dialektik durch Marx, Stuttgart 1980. H. G. Backhaus: Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur marxischen Ökonomiekritik, Freiburg 1997.

19 K. Marx: MEW 1; S. 385.